

Der Tod des Lebens: Selbsterkenntnis als Sündenfall

Wolfgang Eirund

Im Begriffspaar „Leben und Tod“ nehmen wir einen Gegensatz wahr. Die Wahrnehmung von Gegensätzen prägt unsere Vorstellungen und unser Denken in vielfältiger Weise und findet im Alltagsleben ihren sprachlichen Ausdruck: Gut und Böse, Schwarz und Weiß, Hoch und Tief sind nur einige Beispiele für die Wahrnehmung von Gegensätzlichkeiten.

Erst bei genauerer Betrachtung der Begriffe kann einem auffallen, dass es sich dabei mitnichten immer um wirkliche Gegensätze handelt. Im Lateinischen etwa werden zwei in der deutschen Sprache gegensätzlich erscheinende Begriffe mit einem gemeinsamen übersetzt: „altus“ steht sowohl für „hoch“ als auch für „tief“. Diese Übersetzung vergegenwärtigt uns, dass die beiden deutschen Worte weniger das beschriebene Objekt meinen, als vielmehr über die Perspektive des Betrachters Auskunft geben: Der Berg ist hoch, oder das Tal ist tief: Beides steht für den selben beobachteten Höhenunterschied. „Hoch“ oder „tief“ beschreibt also nicht zwei gegensätzliche Objekte, sondern sagt etwas über den Standpunkt des Sprechers aus.¹

Genauso können wir „Hell und Dunkel“ nur auf den ersten Blick als Gegensätze auffassen. Auf den zweiten Blick jedoch wird deutlich, dass die alltäglich gemeinten Situationen stets nur mehr oder weniger hell sind. Auch hier ist die Perspektive des Betrachters der entscheidende Hintergrund für die Beschreibung von „hell“ oder „dunkel“: Für ihn ist es z.B. „zu“ dunkel – etwa weil er nicht ausreichend sehen kann.

In der psychotherapeutischen Behandlung wird ein übertriebenes Denken und Wahrnehmen der Welt in Gegensätzen mit dem Begriff des „dichotomen Denkens“ bezeichnet und bestimmten psychischen Störungen zugeschrieben. In den tiefenpsychologischen Traditionen wird die Ursache für solche Wahrnehmungs- und Denkmuster in der auch im Erwachsenen nachwirkenden kindlichen Entwicklung gesehen. Kinder neigen nämlich in einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung stark zu einer polarisierenden Interpretation ihrer Welt – was sich manches Märchen zu Nutze macht, wenn es der „guten Fee“ die „böse Hexe“ gegenüberstellt.

Anscheinend ist eine dichotome Art der Wahrnehmung und des Denkens von Bedeutung, um die Welt interpretieren zu lernen: auf diese Weise wird die Vielzahl an ungewohnten Reizen zunächst einer groben Ordnung unterworfen, in der man sich aber auch selber zuordnen und orientieren kann, und die dann Basis einer zunehmend ausdifferenzierten Bewertung der Wirklichkeit wird. Wie das o.g. Beispiel von „Hell und Dunkel“ zeigen kann, sind diese Mechanismen polarisierenden Denkens und Wahrnehmens auch als Erwachsene in uns noch aktiv und können gerade in psychischen Belastungssituationen vermehrt ihre Anwendung finden,² wenn die aktuelle Lebenssituation uns überfordert.

Auch in Literatur und Kunst wird oft mit vermeintlichen Gegensätzen gespielt, die dann aber doch zusammengehören wollen – wie etwa Dr. Jekyll und Mr. Hyde.³ Solche Symbolik hat sich so tief in uns niedergelassen, dass wir intuitiv annehmen, im Gegensatz stets auch etwas zusammengehöriges finden zu können. Die Aus-

einandersetzung mit der Wahrnehmung von Gegensätzlichkeiten hat indes eine lange Tradition. In der antiken Philosophie etwa wurde die Frage nach dem Wesen der Gegensätze von Heraklit so beantwortet, dass diese eigentlich Identitäten darstellen würden, die man in der spezifischen Art ihrer Bewegung wahrnehmen könne: Gerade im Umschlagen vom einen in das vermeintlich gegenteilige werde diese Identität der Gegensätze deutlich: „Dasselbe ist Lebendes und Totes, Waches und Schlafendes, Junges und Altes: Dieses schlägt um und ist jenes, jenes wiederum schlägt um und ist dieses.“⁴

Die Zusammengehörigkeit der Gegensätze drückt sich im Alltag wiederum sprichwörtlich aus, wenn wir sagen, „Gegensätze ziehen sich an.“ Diese Anziehungskraft scheint auch in dem Begriffspaar „Leben und Tod“ anzuklingen und spiegelt sich etwa in der lebendigen Bezugnahme des Menschen auf den Tod im Rahmen seiner kulturellen Gepflogenheiten.

Die eingangs genannten Beispiele von „Hell und Dunkel“ oder „Hoch und Tief“ zeigen wiederum, dass wir es oft mit nur vermeintlichen Gegensätzen zu tun haben. Und die sprichwörtliche Anziehungskraft von Gegensätzen könnte sich schlicht als etwas beliebige Metapher zu magnetischen Kräften erweisen, wenn wir ihr die ebenso sprichwörtliche Redewendung „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ gegenüberstellen. So scheint die Frage berechtigt zu sein, ob „Leben und Tod“ denn nun wirklich einander anziehende Gegensätze sind, und wenn, in welcher Form das für den Menschen Bedeutung erlangt.

Wie können zwei Objekte überhaupt zueinander im Gegensatz stehen? Der Stein steht in keinem Gegensatz zu einem anderen Objekt unserer Welt. Er ist der Stein unter den „Objekten“, unter den lebenden und unlebendigen Dingen in unserer Welt. Das Gegenteil eines Gegenstandes kann – wenn überhaupt – nur sein Fehlen, seine Nicht-Existenz sein. Kann jedoch etwas, das ist, gar nicht mehr sein? Offenbar ist es schwierig, einem existierenden Objekt ein Gegenteil gegenüber zu stellen. Dennoch würde man aber z.B. meinen, Dr. Jekyll und Mr. Hyde seien gegensätzliche Charaktere.

Aber es sind ja nicht wirklich zwei unterschiedliche Menschen, sondern zwei verschiedene Handlungsweisen ein und desselben Menschen, die sich hinter den beiden Namen verbergen. Vielleicht finden wir Gegensätzliches also weniger in den Objekten selber, als in ihrem Vollzug – und damit auch in der Zeit. Dann also meint der Begriff „Gegensatz“ etwas lebendiges. Das Wort „Leben“ ist als Verbalsubstantiv aus dem Verb „leben“ abgeleitet und impliziert so den Vollzug eines Wesens als Ganzes in der Zeit. Sein Gegenteil, also nicht zu leben, meint tatsächlich das Gegenteil dieses Vollzugs als Wesen, und seine „Zeit ist abgelaufen“. Das Wort Tod ist dementsprechend kein Verbalsubstantiv. Inhaltlich meint der Begriff Tod aber auch kein Objekt und auch nichts anderes. Der Begriff meint, dass etwas nicht (mehr) lebendig ist, gar nicht, auch nicht nur ein wenig oder in anderer Form. In Abgrenzung zum Begriff des Nichts wird mit dem Begriff Tod also scheinbar „nur“ dahingehend Bezug auf das Leben genommen, dass er sich auf ein *vergangenes* Leben bezieht. In dieser Beschreibung als „Nicht mehr sein“ scheint eine darüber hinaus gehende konkrete Bedeutung des Begriffs „Tod“ auf den ersten Blick nicht möglich zu sein. Der Begriff „Tod“ ist also offenbar geeignet, das wirklich radikale Gegenteil von Leben zu kennzeichnen. Wie sollen in dieser radikalen Polarität wesentliche Wechselwirkungen ausgemacht werden, die über die begriffliche Bezugnahme des Wortes „Tod“ auf das Wort „Leben“ hinausgehen und dem sprichwörtlichen „Gegensätze ziehen sich an“ entsprechen? Kann sich etwa umgekehrt das Leben auf den Tod beziehen, ohne sich in subjektiver Phantasie zu verlieren? Ist angesichts dieser Radikalität der Gegensätze also die intuitive Auffassung, die Begriffe Leben und Tod gehörten zusammen, vielleicht nur eine metaphorisch tröstende Überhöhung der eigentlichen Wortbedeutungen?

Im Alltag kann *man* sich durchaus vorstellen, dass ein Wesen nicht mehr lebt. Umso näher uns dieses Wesen ist, desto schwerer fällt es aber vielleicht, zumindest emotional. Obwohl die Vorstellung der eigenen Nichtexistenz mir in letzter Konsequenz kaum gelingen kann, da ich ja lebe, löst die Gewissheit tödlicher Bedrohung in mir Angst aus – vor dem (unvorstellbaren) Nichts?

Die Angst vor dem Tod scheint angeboren: Der Selbsterhaltungstrieb veranlasst auch das höhere Tier, die reale Gefahr zu fürchten und sich zu retten, obwohl es vom Nichts keine Vorstellung haben kann, die ängstigend sein müsste. Dass das Tier im Unterschied zum Menschen im gefahrlosen Zustand der Ruhe von der sicheren Begrenztheit seines Lebens, von seinem sicheren Tod wohl nichts weiß, spielt später noch eine Rolle. *Ich* aber weiß, dass *ich* irgendwann sterben muss – und kann mir die Angst vor dem Tod auch ins geruhsame Leben rufen, wenn ich will. Und manchmal auch ungewollt.

Objektiv scheint all das irrelevant, da ich von nichts mehr etwas weiß und fühle, wenn ich erst einmal tot bin. *Man* könnte mit Epikur sprechen:

„Das schauerlichste aller Übel, der Tod, hat also keine Bedeutung für uns; denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht da.“⁵

Doch kann *ich* hier nicht mitfühlen, da in diesem Zitat die Neutralität der objektiven Tatsache ungeachtet meines emotional gestützten Selbsterhaltungstriebes auf mein subjektives Erleben übertragen wird. Dafür aber sagt mir dieser Satz, wie paradiesisch es wäre, wüsste ich im Leben nichts von meinem Tod. Denn da ich im Tod selber auch nichts von ihm wüsste, wäre er für mich nie da.

Und doch: Wir wissen von ihm, trotz aller Unmöglichkeit einer Vorstellung von diesem Nicht(mehr)sein. Der Tod müsste weniger als farblos, weniger als dunkel sein: Er wäre das Nichtsehen. Er wäre keine Stille, sondern das Nicht hören. Er wäre keine Leere, sondern die Raumlosigkeit. So sehr ich mich bemühe, mir mein Nicht(mehr)sein vorzustellen, ein Rest bleibt immer vorhanden – und wenn es die Vorstellung einer großen Ruhe ist. Und doch leben wir in unsere Zukunft hinein, im alltäglichen Ritual, einen Entwurf von ihr zu haben (s.u.).

Manchmal fehlt uns etwas, und wir fragen uns, was gewesen ist. „Vielleicht lag hier einmal ein Stein?“ Das scheint aber eine eher theoretische Frage zu sein, denn das rein Gegenständliche geht nicht wirklich verloren, sondern es verändert sich nur – wenngleich evt. bis hin zur Unkenntlichkeit. Gegenständliche Vergänglichkeit meint nicht das Dasein, sondern das Sosein. Die Versuchung ist groß, zu fragen, ob dies auch für mein Leben gilt: Ist der Tod vielleicht nicht der Gegensatz, sondern nur eine Veränderung des Lebens? Aber das Handeln und Vollziehen eines Lebewesens ist etwas anderes als seine rein materielle Existenz als Objekt. Jede Handlung scheint vorbei zu gehen, endgültige Vergangenheit zu werden.

Ungeachtet dessen wirft die Vergänglichkeit des Soseins ihren Schatten auf mein Leben. Dieses Vergehen meiner Umgebung löst bei mir Gefühle aus, während ich mich erinnere, vor allem wenn es *meine* Vergangenheit, mein geliebter Stein ist. Sein „Vergehen“ hat meine Gefühle verändert. Wenn meine Gegenwart Vergangenheit geworden ist, will die Erinnerung wissen, wie sie war. Die alte Gegenwart selber ist weg, sie existiert nicht mehr. Heute frage ich mich, was sie war, weil ich weiß, dass es eine Bedeutung für mich hat, was sie war.

Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte. Allerdings ist man dem näher als anderen. Obwohl es die Vergangenheit, als sie Gegenwart war, nicht gegeben hat, drängt sie sich jetzt auf, als habe es sie so gegeben, wie sie sich jetzt aufdrängt. Aber solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte. Als das war, von dem wir jetzt sagen, dass es gewesen sei, haben wir nicht gewusst, dass es ist. Jetzt sagen wir, dass es so und so gewesen sei, obwohl wir damals, als es war, nichts von dem wussten, was wir jetzt sagen. (Martin Walser: Ein springender Brunnen⁶)

Die nicht mehr existierenden Augenblicke haben mich zu jemandem gemacht, der ich noch nicht war, als die Augenblicke mir passierten. Im Sosein und im Vollzug meines Lebens verändere ich mich augenblicklich, während ich lebe – und weiß dabei, dass jeder Augenblick unumkehrbar ist.

Immer vorwärts, Schritt um Schritt ...

Es geht kein Weg zurück!

Was jetzt ist, wird nie mehr ungeschehen.

Die Zeit läuft uns davon, was getan ist, ist getan.

Was jetzt ist, wird nie mehr so geschehen.

(Wolfsheim: Kein Zurück⁷)

Bei genauerer Untersuchung wird uns klar, wie umfassend unsere Erinnerungen sind. Wir mögen wohl mal Schwierigkeiten haben, uns an eine bestimmte Telefonnummer zu erinnern. Aber diese alltäglichen Insuffizienzen sollten uns nicht über das wahre Ausmaß dessen hinweg täuschen, wie viel Zeit sich in uns als erinnerte Vergangenheit niedergelassen hat: Wir wissen, wie die Nachbarin aus unserer Kindheit hieß oder wo im Kühlschrank die Butter steht. Wir können die Stimme am Telefon und eine Musik im Autoradio erkennen. Wenngleich wir wissen, dass wir „unendlich viel“ von unserer Welt nicht mitkriegen oder behalten, so ist es doch auch schier „unendlich viel“, was in unseren verschiedenen Gedächtnissen Spuren hinterlässt.

Allein die Gegenüberstellung dieser beiden scheinbaren Unendlichkeiten müsste uns täglich staunen lassen: Wir wissen, dass all unser Erinnern nur der Rest eines Ausschnittes der nur teilweise wahrgenommenen Zeit und Welt ist – und doch erscheint uns auch unsere Erinnerung, all das Ausmaß des geplanten und ungeplanten, vorsätzlichen und beiläufigen, gezielten und spontanen Merkens und Erinnerns unfassbar groß. Es wird deutlich, dass der große Ausschnitt, den wir von der noch viel größeren Welt erinnern, stets nur unser sehr individueller, unverwechselbarer Ausschnitt ist – und dass er sich in jeder Sekunde erweitert.

In diesem Fluss des Lebens macht die unwiederholbare Gegenwart uns in jedem Augenblick zu etwas, was wir vorher nicht waren. So wirft dieses Nicht-(mehr-)sein seinen Schatten auf unser jetziges Sein und wird Tag für Tag größer.

Vom „Nicht-Mehr-Sein“ bilde ich mir ein, es als Vergangenheit zu kennen – obwohl sie stets anders war, als ich sie erinnern kann – auch für mich, da ich ja nicht mehr bin, wer ich war: *„Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte.“* Während wir meinen, uns zu Recht auf die Vergangenheit beziehen zu dürfen, bleiben unsere Erinnerungen ungefährer, als wir es ahnen. Und diese erinnerte Vergangenheit ist – tot. Dennoch bezweifeln wir kaum, dass diese „tote“ Vergangenheit sich in diesen ungenauen Erinnerungen auf unser aktuell gelebtes Leben auswirkt und auswirken sollte: Wir pflegen sie sogar, etwa wenn wir Bilder in

unser Fotoalbum kleben. Verstanden als eine abgeschlossene, für immer vergangene und unwiederholbare Zeit wirkt sich der Tod stets auf mich aus – auch wenn die Erinnerung daran ungenau bleibt. Dieser Tod im Sinne eines für immer vergangenen Lebens aber wirkt von „hinten“ her auf uns.

Wie jedoch wäre es, wenn ich etwas von meiner Zukunft kenne? Von dem „Noch-nicht-sein“? Wir mögen solch eine Begabung auf den ersten Blick von uns weisen und unserer seherischen Fähigkeit weniger Rechtfertigung einräumen als unserer (ebenso fragwürdigen) Erinnerung an Vergangenes. Und doch leben wir in unsere Zukunft hinein, in einem alltäglichen Entwurf von ihr. Während wir handeln, antizipieren wir momentlich neu eine geahnte Zukunft. Wenngleich wir wohl wissen, dass wir uns in diesem Bezug unserer Erfahrungen aus der Vergangenheit bedienen, heben wir unsere Hand im konkreten Fall etwa in eine bestimmte Richtung, um den Wasserkocher anzuschalten; während dessen legen wir den Teebeutel in die Tasse, weil wir glauben, dass das Gerät nach Bedienung des Schalters das Wasser aufkochen wird. Oder wir bremsen an der Kreuzung, da wir mit möglichen Gefahren rechnen. Wir rechnen mit der Zukunft also erstaunlich sicher – manchmal konkret, manchmal als Möglichkeiten. Vielleicht nehmen wir im täglichen Leben sogar mehr Bezug auf eine angenommene Zukunft als auf die angenommene Vergangenheit. So wirkt diese Zukunft sehr wohl auf meine Gegenwart zurück.

Um die Erfahrungen der Vergangenheit für die bevorstehende Zukunft nutzen zu können, muss dieser Blick auf das „Noch-nicht-sein“ indes auch umgekehrt wissen, dass jeder zukünftige Vollzug einen Abschluss finden und jeder zukünftige Augenblick nach seinem Erleben zur Vergangenheit werden wird. So impliziert auch die Ausrichtung an einer erwarteten Zukunft die Möglichkeit des zukünftigen „Nicht-(mehr-)Seins“. In der Grammatik wird dies als Futur II bezeichnet. Das Denken an die Zukunft schließt also ein Denken an die vollendete, an die vergangene Zukunft mit ein – und vergegenwärtigt mir, dass auch *meine* Zukunft „danach“ abgeschlossen sein wird. So lassen auch sprachliche Feinstrukturen erkennen, wie ein Denken an die Zukunft auch ein Gewährwerden des Vergehens impliziert und darin eingeschlossen ein Gewährwerden von Sterben oder Tod nahe legt.

Wie die abgeschlossene Vergangenheit sich als „tote Zeit“ mit der gebotenen Wehmut ins Gedächtnis ruft und an die unumgängliche Vergänglichkeit erinnert, wird diese Vergänglichkeit auch im Blick auf die Zukunft antizipiert. Der Tod als elementarster Ausdruck aller Vergänglichkeit lebendigen Seins erscheint nun als ständiger Begleiter meines nach vorne gelebten Lebens, von wo aus er seinen Schatten – wie subtil auch immer – auf das zu lebende Leben zurückwirft: Meine wachsende erlebte Vergangenheit schiebt ihre Erinnerungen als Erfahrung in meine immer kürzer werdende Zukunft hinein. So rufen mir Vergangenheit und Zukunft in vereinten Kräften mit jedem gelebten Tag mehr die eigene Vergänglichkeit ins Bewusstsein. Wie soll ich mein tägliches Leben vollziehen können, ohne dass diese Gewissheit in meine Gegenwart drängt?

Aber dem „lyrischen Ich“ ist ohnehin bewusst:

Der Tod ist groß.

Wir sind die Seinen

Lachenden Munds.

Wenn wir uns mitten im Leben meinen

Wagt er zu weinen

Mitten in uns. (Rainer Maria Rilke: Schlußstück⁸)

Den Menschen zeichnet die Fertigkeit zu planvollem Handeln aus; d.h., dass er sein Leben nach einer vorgestellten Zukunft ausrichten kann, nach vorstellbaren und nach erhofften Möglichkeiten, und die Gegenwart entsprechend gestalten kann. Er kann sich bevorstehendes vorstellen, da er weiß, dass die Gegenwart schon immer zur Vergangenheit wurde und dies also erfahrungsgemäß auch weiterhin geschehen wird, zumindest bis zum Ende des eigenen Lebens. Sein Wissen um die grundsätzliche Existenz von Zukunft beruht also auf seiner Erfahrung.

Nur ohne die Verinnerlichung von Erfahrung wäre vorstellbar, dass der Mensch gar nicht auf die Idee käme, eine Zukunft zu haben. Vielleicht wäre er dann ganz in der Gegenwart, etwa wie Nietzsches Herde:

„Den Menschen ergreift es, als ob er eines verlorenen Paradieses gedächte, die weidende Herde oder das Kind zu sehen, das noch nichts vergangenes zu verleugnen hat und zwischen den Zäunen der Vergangenheit und der Zukunft in überseliger Blindheit spielt. [...] Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: Warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen: Das kommt daher, dass ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte – da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: So dass der Mensch sich darob verwunderte.“⁹

Die Erfahrung, dass jede Gegenwart, jeder noch so klein ausgeschnittene Augenblick des gelebten Lebens stets Vergangenheit wurde, lässt uns berechtigt erwarten, dass dies auch mit dem nächsten Augenblick und dem danach geschehen wird.

Solche Erinnerung wird zur Erkenntnis von Vorher und Nachher, von zusammenhängenden Abfolgen, von Bedingungen. Erkenne ich in dieser Weise Zusammenhänge, zwingt sich mir also ein mindestens vager Blick in die Zukunft auf, und das Erkannte beginnt, in der aktuellen Lebenswahrnehmung mein Wollen, Planen und Handeln zu prägen. Um umgekehrt von der Zukunft *nichts* wissen zu wollen, müsste ich jede verinnerlichte Erfahrung leugnen.

Wenn wir über einen mit Muschelschalen übersäten Sandstrand laufen, erkennen wir, wie alltäglich und überall in der Natur gestorben wird. Angesichts dieses Eindrucks war vielleicht die erste und sicherste Erkenntnis des Menschen, dass jedes Leben sterben muss: Schon immer, also auch in Zukunft, also auch er selber.

Die Erkenntnis des allgegenwärtigen Sterbens dürfte sich als echtes, vielleicht zudem als erstes „Wissen“ um die Zukunft auf das Selbstbild des Menschen ausgewirkt haben: Er ahnt es nicht nur in dem Augenblick der Gefahr, sondern er *weiß* grundsätzlich, dass er auf jeden Fall irgendwann sterben wird.

Das gegenwärtige Wissen um das Leben tritt in Wechselwirkung mit dem Wissen um den sicheren Tod: Beide Begriffe meinen das radikale Gegenteil voneinander – und beziehen sich doch weit mehr als nur formal aufeinander. Das Wissen um beides: Dass es eben auch eine Welt ohne den einzelnen Menschen, ohne mich als lebendiges Wesen geben könnte, nimmt dem eigenen Sein jede Selbstverständlichkeit. Den Selbsterhaltungstrieb, den Wunsch zu Überleben, hat der Mensch mit anderen Wesen gemeinsam. Dieser steht in einem paradoxen Verhältnis zu seinem distinkten Wissen, dass er auf jeden Fall sterben wird. Weiß dies eine Pflanze, ein Tier von sich?

Dabei wird deutlich, dass in solchem Erkennen des „Vorher“ und „Nachher“ auch das Werten dieser Abfolge begründet liegt: Vielleicht zunächst nach „richtig“ und „falsch“, ergibt sich in der moralischen Überhöhung

auch die Bewertung von „gut und böse“ im Sinne eines *intendiert* richtigen oder *intendiert* falschen Handelns – seinerseits in einer gegensätzlichen Polarität. Doch auch dieses moralische Werten ist mit dem Erkennen von Zeitlichkeit verbunden: Wer das Zeitliche nicht als Zeitliches erlebt, kann auch nicht vorgesetzt mit guter oder böser Intention handeln. Der völlig Demente handelt schuldunfähig.

Menschliche Erkenntnis ist stets auch Erkenntnis der Zeitlichkeit. Wüsste der Mensch nur von der Gegenwart, dann wüsste er nichts von einem Beginn, von einem Ende. Dann erschiene ihm – gleich einem nicht erinnernden Kleinkind oder Tier – „seine“ Gegenwart als dauerhaft; also mitunter als „Unendlichkeit“. Vielleicht geht auch dem Tier im Augenblick der Gefahr kurz seine Endlichkeit auf; vielleicht könnte es genau in diesem Augenblick unsere Frage nach seinem Wesen beantworten – doch dann *vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: So dass der Mensch sich darob verwunderte.*¹⁰

Wenngleich die erwähnten Zusammenhänge naheliegend erscheinen mögen, sind sie uns im alltäglichen Leben doch meist nicht bewusst. Mehr noch: Vielleicht aus Angst und um im Alltag zu bestehen, versuchen wir oft, den Gedanken an die tödliche Vergänglichkeit, die immer auch den eigenen Tod meint, zu vermeiden. Wie ambivalent dieser Versuch allerdings besetzt ist, zeigt unsere Unterhaltungskultur, welche die Geschichten vom Sterben und Tod (der anderen) in überraschend häufiger Regelmäßigkeit variationsreich erzählt. Der vorliegende Aufsatz will dieser verschiebenden Vermeidung zum Trotz aufzeigen, wie sehr sich das Wissen und die Vorstellungen vom Tod auf das zu lebende Leben auswirken.

Das vorgestellte Verständnis des Menschen als in die Zeiten hinein geworfenes und sich in sie entwerfendes Wesen findet sich verdichtet in der biblischen „Vertreibung aus dem Paradies“ wieder. Bereits Erich Fromm meinte, dass der „Sündenfall“ auf eben jenen Punkt in der Entwicklung des Menschen abziele, an dem, „die instinktive Determinierung ein Minimum und die Entwicklung des Gehirns ein Maximum erreicht hatte.“¹¹

Dem aufmerksamen Leser der Bibelstelle entgeht indes nicht, dass das Essen vom Baum der Erkenntnis entgegen der vorherigen Ankündigung Gottes mitnichten mit dem Tode bestraft wurde. Bemerkenswerterweise geht die Bibel auf diesen scheinbaren Widerspruch nicht weiter ein.

Mit dem Essen vom „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“, der Erkenntnis von Ursache und Wirkung und der darin begründeten Möglichkeit eigener Schuld also, erkennt der Mensch aber seine Zeitlichkeit – und verliert damit das animalische Paradies einer allgegenwärtigen Gegenwart. Wie oben beschrieben, scheint Erkenntnis ohne ein Wissen um den Tod nicht möglich. Dieses Wissen um den immer auch eigenen Tod jedoch kommt im Erleben des bisher Ahnungslosen der Todesstrafe gleich: Für die Betroffenen besteht kein Widerspruch zwischen der Ankündigung Gottes und den wirklichen Folgen.

Deutet man den Baum der Erkenntnis in dieser Form, so sind auch die anderen „Strafen“ Gottes nur der Erkenntnis dessen geschuldet, was der Mensch ist – der Selbsterkenntnis, die jede Welterkenntnis begleitet: Ich kann nicht wirklich des anderen Sein wertend *erkennen* wollen in seinem Werden und Vergehen, ohne mein eigenes Werden, mein eigenes Vergehen zu erkennen.

Wenngleich deutlich wird, dass die Zeitlichkeit menschlichen Erlebens eine unauslöschliche Eigenschaft seiner Species, sein „Erbe“ ist, so scheint eine aus der Schöpfungsgeschichte abgeleitete und all zu enge Interpretation des Begriffs „Erbssünde“ dem eigentlichen Schicksal des Menschen nicht gerecht zu werden. Sofern

man unter „Sünde“ ein intendiertes Fehlverhalten versteht, der Mensch aber sein Sein, sein Handeln und sein Vergehen erkennen *muss*: Welche Schuld hat er dabei auf sich geladen, die eine göttliche Strafe gerechtfertigt hätte?

Wenngleich der Mensch zu seiner sich aufdrängenden Begabung verurteilt ist, so wird er wiederum gerade dadurch zum „ersten Freigelassenen der Schöpfung. Er steht aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm; er kann forschen, er soll wählen....“¹² Sofern wir die Fähigkeit zur Erkenntnis nutzen können, um wenigstens in zentralen Fragen über unsere Instinkte hinweg zu entscheiden und uns damit ein gewisses Maß an Freiheit zugestehen, liegt im Begriff der „Ersünde“ also doch ein wichtiger Aspekt des menschlichen Selbstverständnisses. Denn nur mit den Möglichkeiten der Freiheit *und* der Erkenntnis sind wir überhaupt *fähig* zur Sünde.

Ungeachtet dessen bleiben wir als zwingend zeitlich denkend handelnde Wesen jedoch aus jenem Paradies allgegenwärtigen Unwissens vertrieben. Und vor dem Garten Eden „lagern [...] die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.“¹³ Denn die Speise von diesem Baum würde ewiges Leben versprechen. Doch zu dieser Illusion führt kein Weg zurück, solange wir erinnernd unsere Zeitlichkeit erkennen.

In seinem Wissen, das stets auch ein Wissen um den Tod ist, sehnt der Mensch sich seither nach Erlösung, die er entweder „jenseits“ der Cherubim erhofft, also im Tod, oder heute immer stärker in der Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Verlängerung eines möglichst gesunden Lebens. Würde unsere lebensoptimierende Wissenschaft jedoch auch noch erkennen, dass wir nicht nur genetisch zur Fähigkeit der Erkenntnis, sondern neuronal auch zur Art unseres Handelns verurteilt sind: Was wären dann noch die Prämissen für ein „gutes Leben“?¹⁴

Fast könnte man dann erneut lyrisch meinen: „*Was getan ist, ist getan. Was jetzt ist wird nie mehr so geschehen*“. Die Illusion von persönlicher Freiheit wäre unser nächstes verlorenes Paradies.

Der Sündenfall

Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten? Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet! Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern Gott weiß: an dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze. Und sie hörten Gott den HERRN, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des HERRN unter den Bäumen im Garten. Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich

dir gebot, du solltest nicht davon essen? Da sprach Adam: Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß. Da sprach Gott der HERR zur Frau: Warum hast du das getan? Die Frau sprach: Die Schlange betrog mich, sodass ich aß. Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du das getan hast, seist du verflucht, verstoßen aus allem Vieh und allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Erde fressen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau und zwischen deinem Nachkommen und ihrem Nachkommen; der soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen. Und zur Frau sprach er: Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären. Und dein Verlangen soll nach deinem Mann sein, aber er soll dein Herr sein. Und zum Mann sprach er: Weil du gehorcht hast der Stimme deiner Frau und gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen –, verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden. Und Adam nannte seine Frau Eva; denn sie wurde die Mutter aller, die da leben. Und Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. Und Gott der HERR sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.¹⁵

(Endnotes)

- 1 Röser, U., W. Eirund, J. Heil: Editorial zum Themenschwerpunkt „Liebe und Hass“. IZPP 2/2011, http://www.izpp.de/fileadmin/user_upload/Ausgabe_5_2-2011/01_2-2011_Editorial.pdf
- 2 Leuzinger_Bohleber, M.: Psychoanalyse und die Ambivalenz des medizinisch-technischen Fortschritts, diskutiert am Beispiel der Pränataldiagnostik. In: Stederoth, D., T. Hoyer: Der Mensch in der Medizin. Kulturen und Konzepte. Verlag Karl Albert, Freiburg 2011
- 3 Stevenson, R.L.: Der seltsame Fall von Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Insel, Frankfurt 2004
- 4 Schirnding, A.v.: Am Anfang war das Staunen. Über den Ursprung der Philosophie bei den Griechen. Langewiesche-Brandt, München 2008, S. 58
- 5 Nickel, R. (Hrsg.): Epikur: Wege zum Glück. Artemis & Winkler, Düsseldorf/Zürich 2005, S. 117
- 6 Walser, M.: Ein springender Brunnen. Frankfurt 1998
- 7 Wolfsheim: Kein Zurück. Strange Ways Records, Hamburg 2003
- 8 Rilke, R.M.: Das Buch der Bilder. Frankfurt 2000
- 9 Nietzsche, F.: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Stuttgart: Reclam, 1980
- 10 Nietzsche, F., a.a.O.
- 11 Fromm, E.: Haben oder Sein. München 1980. S. 132
- 12 Herder, J.G.: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Bodenheim 1995, S. 119
- 13 Lutherbibel 1984, zit. nach: www.die-bibel.de, offizielle Website der Deutschen Bibelgesellschaft
- 14 Auch in Anbetracht einer zunehmend naturwissenschaftlich bestimmten Welt „geht es natürlich um eine klassische Frage der antiken Philosophie: Was ist überhaupt ein gutes Leben?“ Metzinger, T.: Der Begriff einer „Bewusstseinskultur“. In: G. Kaiser (Hg.): Jahrbuch 2002/2003 des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf: Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen. Online: http://www.philosophie.uni-mainz.de/metzinger/publikationen/Der_Begriff_einer_Bewusstseinskultur.pdf
- 15 Lutherbibel 1984, zit. nach: www.die-bibel.de, offizielle Website der Deutschen Bibelgesellschaft

Zum Autor:

Dr. med. Wolfgang Eirund, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Chefarzt der Abteilung Psychosomatik und Psychotherapie an der Rheingau-Taunus-Klinik Bad Schwalbach, Genthstraße 7-9. 65307 Bad Schwalbach. Kontakt: Wolfgang.Eirund@pitzer-kliniken.de